

# Akademikerdeutsch

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **23 (1939)**

Heft 5-6

PDF erstellt am: **11.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419824>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

und was für eine „Mächteligi“ gemeint sei, merkt wohl jeder aus dem Zusammenhang. Aber „Landi“ bezeichnet die Ausstellung doch als Landesausstellung, also etwas bestimmter, ist etwas eigenartiger und darum für etwas Eigenartiges geeignet und bei mäßiger Verwendung wohl zu dulden, mit Geschmack verwendet sogar schriftdeutsch.

Große Ereignisse werfen ihren Schatten voraus. In der Tat wurde das Schweizergemüt etwas beschattet von den Erzeugnissen der „Landimode“, die sich schon vor der Eröffnung in den Zürcher Schaufenstern vorstellten. Aber solche „Ritschblüten“ berichtet R. B. in der N. Z. Z. (Nr. 912, 21. 5. 39): „Damenhüte mit rotweißen Bändern, Damenhüte mit blauweißen Bändern, Damenhüte mit Zürcherwappen und Schweizerkreuz oben auf der ‚Gupfe‘. — Schwarze Toggenburger Sennenkostüme mit rotpassepoilierter Samtjacke, ‚Schwizerli‘ genannt. Dazu — selbstverständlich auf modischem Dauerwellen-Lockenkopf — das typische, mit Alpenblumen und Schweizerkreuz bestickte Hirtenkappli. Und an den Füßen hohelegante, rotweiße Schuhe. — Gelten lassen kann man von der ganzen neuen Landimode höchstens die bunten Kopftücher mit den Kantonswappen. Derartige Baumwolldrucke hat es immer gegeben. — Doch Hüte mit Kantons- und Landeswappen, die zur Damenkonfektion umgekrempt werden, verletzen nicht nur unsern guten Geschmack, sie beleidigen auch das teure Banner der Heimat“. Das hat mit Sprache nichts zu tun, aber mit unserm Volkstum, mit dem man nicht so spielen sollte.

Ein Schatten liegt auch schon auf dem offiziellen Festmarsch „Zwischen Rhone und Rhein“ des Genfers Martin. Die Bearbeitung für Orchester findet entschiedene Ablehnung, die für Blasinstrumente wird geradezu als „untragbar“ bezeichnet; der Marsch sei denn auch, lesen wir, bereits vom Festplan der Gesamtauführung des Eidg. Musikvereins vom 12./13. Weinmonat abgesetzt. Wenn der Grund für diese Ablehnung wirklich, wie der „Volksfreund“ berichtet, in der „französischen Couleur“ liegt, ist das eine erfreuliche Regung unseres Volkstums (der Marsch kann ja leicht umgetauft werden in „Zwischen Rhone und Seine“).

Am 4. Mai wurde das aus der alten (d. h. zweitältesten) Tonhalle umgebaute neue Kongresshaus eröffnet. Da die Schweiz das klassische Land des Gastwirtschaftswesens ist, muß es darin eine „urechig schweizerische Beiz“ geben, nicht wahr? So ist es auch; besonders unwiderstehlich lockt die Söhne Tells in der Ausschreibung die „Roofgarden-Terrasse“, der (oder die oder das) „Cocktail-Lounge“ und die „Foyer-Bar“. (Es wird höchste Zeit, daß in unsern Volksschulen das Hochdeutsche ersetzt wird durch das Englische). „Roof“ heißt Dach; ein Dachgarten ist aber etwas wie eine Terrasse; damit die Leute das merken, schreibt man's grad hin. Daß man „Cocktail“ nicht wörtlich mit „Güggelchwanz“ wiedergeben darf, sondern „kulturell“ etwa mit „Edelschnapsmischmasch“ erklären muß, solche Kenntnis gehört doch heute zur geistigen Landesverteidigung. Das Zeitwort „lounge“ (sprich laundisch) bezeichnet das müßige Herumgehen oder Faulenzen, das gleichlautende Dingwort auch die Stätte solcher erspriesslichen Tätigkeit, für die natürlich ein besonderer Raum geschaffen werden mußte, damit nicht alle Leute die Lungerer sehen („Lungern“ hat aber lautgeschichtlich leider nichts mit „lounge“ zu tun). Wenn Schweizer da überhaupt Zutritt haben, dann sicher nur „bessere“, solche, die Anmut und Würde (Cocktail und Lounge!) zu verbinden und das Angenehme mit dem Nützlichen zu verknüpfen wissen. Die Foyer-Bar aber mutet schon fast heimelig an; denn „Bars“ in diesem Sinne gibt es bei uns schon etwa so lange wie „Tea Rooms“, also schon bald 30 Jahre. Im „Foyer-Konzert“ kann natürlich nicht etwa die „Ländlerkapelle Stocker Sepp“ mit irgend einem

Singoreneli auftreten; darum heißt die Hauskapelle denn auch „Orchester Juan Vlossas mit Elena Lauri“. Alles echt schweizerisch!

Noch besser hat das schweizerische Volkstum aber der Leiter des Zürcher Corso-Theaters (so heißt unser Edeltügelangel) verstanden. Er kam auf den vaterländischen Gedanken, als „Große Revue der LM“, wie er, rechtlich zwar völlig unberechtigt, ausschrieb, aus Paris ein paar Duzend Tanzbeine, natürlich weiblich-zarte, kommen zu lassen, die zusammen die Kulturvereinigung „Folies Bergère“ bilden. Das europäische Gleichgewicht und die integrale schweizerische Neutralität stellte ein anderer Apollopriester wieder her, indem er „Wien bei Nacht“ vorführte. Man konnte sich also schon außerhalb der „Landi“ schützen vor einer allzu engherzigen Auffassung des Schweizertums. Doch wäre das eigentlich gar nicht nötig gewesen, denn in der Ausstellung selbst gibt es ein Vergnüungs-„Palais“ (so heißt die Kilbibude echt volkstümlich), wo neben urchigem „Dancing“ die „16 Gordon Ray Girls“ in Betrieb sind. Das hatte aber den politischen Vorteil, daß wenigstens eine Zeitlang in Zürich neben französischen und deutschen Mädelsbeinen auch englische zu sehen waren und immer noch das Feld behaupten; so kann sich weder Deutsch noch Welsch über Parteilichkeit beklagen. Da Girl (d. h. Mädchen) bereits zum deutschen, ja sogar zum schweizerdeutschen Wortschatz gehört, erlauben wir uns, den allfällig rückständigen Eidgenossen mitzuteilen, daß das Wort (sprich Göörl mit offenem ö und ganz, ganz schwachem r) wahrscheinlich eine Verkleinerungsform ist zu deutsch „Göre“, was etwa unserm „Gof“ entspricht, und lautlich verwandt ist mit schweizerdeutsch „Gurre, Gürkli“, das zunächst Stute, dann aber auch liederliches Frauenzimmer u. ä. bedeutet. „Gordon Ray“ wird der Name des Unternehmers sein; er sagt uns zwar gar nichts, aber daß die Gordon Ray Girls mehr sind als etwa das weibliche Gegenstück zu den „Moserbuebe“, fühlen wir gerade deshalb.

Damit haben wir „im Geiste“ bereits einen Blick in die Ausstellung selbst geworfen. Also gehen wir endlich hinein. Wir haben natürlich eine „Dauerkarte“. Dieses Wort hat man wohl zum erstenmal an der Berner Ausstellung gehört. Merkwürdig und erfreulich, daß damals und sogar heute noch niemand Anstoß genommen hat daran; es ist ja doch deutsch und bedeutet, was sonst „Abonnement“ heißt. Natürlich könnte es auch ein Eisenbahnabonnement bezeichnen, aber dafür ist es zu spät gekommen. Damit treten wir ein. Aber davon erst das nächste Mal!

## Akademikerdeutsch.

In der von der Studentenschaft der Zürcher Universität und der E. L. H. gemeinsam herausgegebenen Zeitschrift „Zürcher Student“ finde ich folgende Musterbeispiele deutschen Stils:

- 1) „Hätte ich mich nicht selbst auslachen müssen, wenn ich — wie Kommilitone Weinmann mich interpretiert hat — hätte das Rezept geben wollen, mit nackter Brust sich an der Grenze dem erstbesten Gasangriff entgegenzuwerfen?“
- 2) Weite Kreise aber betrachten den Umzug (am Dies academicus) als unwillkürlicher Ausbruch (so!) der studentischen Geisteswelt . . .“  
„Zürcher Student“, Nr. 2, Mai 1937
- 3) „Ja, mein Lieber, ich glaube, diese Spägin wäre aufgeweckt genug und m i e c h e den nächsten Polizisten aufmerksam; „Zürcher Student“, Nr. 2, Mai 1937.“

Zu 1) Niemand „interpretiert“ mich, sondern höchstens meine Worte. Hätte der Schreiber das gut deutsche Wort

„auslegen“ statt „interpretieren“ gebraucht, so wäre ihm wahrscheinlich der Fehler nicht begegnet.

Zu 2) Wenn der alte Feldmarschall Wrangel und der Maler Liebermann regelmäßig „mir“ und „mich“ verwechselten, so konnten sie sich als Entschuldigung für diese Berliner Liederlichkeit immerhin auf ihre militärischen und künstlerischen Leistungen berufen. Wenn aber ein deutschschweizerischer Student den Werfall und den Wenfall durcheinanderwirft, so gibt es dafür keine Entschuldigung, sondern nur eine Erklärung: mangelhafte Volksschulbildung.

Zu 3) Wer die Möglichkeitsform von „machen“ nicht zu bilden vermag, täte besser, nochmals die Primarschule zu besuchen, statt auf Kosten seines Vaters die Bänke der Hochschule zu drücken. Sch.

## Aus dem Idiotikon.

117. Heft (Fortsetzung) Huber & Co., Frauenfeld.

Stuche hieß früher allgemein das Kopftuch der Frauen; es konnte weiß oder farbig sein. So hieß auch dünne, feine Leinwand, und insofern sie weiß war, eignete sie sich zur Bezeichnung der Blässe; daher wird man in ostschweizerischen Gegenden, auch wo keine Kopftücher mehr getragen werden, immer noch „stuchebleich“. Das Zeitwort stuche bedeutet: solche Tücher weben oder etwas damit bekleiden, daneben aber auch stoßen, insbesondere Eisenstangen stumpf oder kürzer schmieden, dann überhaupt verkürzen; bei Huggenberger nimmt einer an einem Jungen Rache dafür, daß ihm der Alte „vor Sor und Tag anere Chilbi . . . en füßfränkige Goggshuet g'stucht het“. Mit der Bedeutung stoßen wird Gstuchel und Gtüchel verwandt sein, z. B. „das Chindergstüchel i de Laube“ (v. Greperz).

Zeitgemäß mutet die Stelle aus einer Urkunde des 18. Jahrhunderts an: „Wann die Herren Jesuiten im Land, so kommen fremde Studenten auf Schweiz zu studieren und bringen Geld ins Land“. Aus dem Zürcher Unterland wird der Spruch berichtet: „Die lustigste Studente gend die beste Pfarrer“. Schon der Luzerner Pfarrer Ineichen sagte (um 1800): „Wie schlimmer Student, wie frümmer Pfaff“. Die Volksphantasie traut sogar den Tieren zu, daß sie studieren können, z. B. dem Kanali-(Kardinal-)vogel, „wenn er das Vorgepiffene oder Vorgeorgelte schwach nachahmt, indem er abwechselnd das Köpfchen hin und her bewegt“ (so berichtet der Appenzeller Tobler), oder einem müden Pferde, das den Kopf hangen läßt (Aargau), einem Stier, der mit unbeweglichem Kopfe dasteht (Mosnang), einer Kuh vor „ufresigen“ (nicht schmackhaftem) Heu. Bei Reinhart hockt ein liebeskranker Bursche hinter dem Taubenschlag, „studiert und macht Kalender“. Im Aargau antwortet einer auf die Frage: „Was studierst?“: „Halbbase, aber sie wend nid rund werde“. Ein St. Galler Oberländer erklärt: „Me sait al, d's Studiere chosti vil Gelt; d's Nitstudiere aber chostet me“. Neben dem lateinischen Wort Studium, das mundartlich auch vorkommt (in Uri als Studi, in Nidwalden als Stuidi) hat sich die Mundart das Wort Studierig geschaffen; der Vater schickte früher seinen Sohn „i d'Studierig“ und wartete, bis er wieder „ab“ oder „vo der Studierig“ heimkam.

Stüdeli und Stüdi sind im Emmental beliebte Kurzformen für Christine, über deren verschiedenen Gefühlswert die Gotthelfstelle aufklärt: „Sie (die Großmutter) war eine rüstige Frau, aber zehn Beine und zwanzig Arme hatte sie doch nicht; sie rief daher: Stüdeli! Lisebetli! Babeli!, dann Stüdi, Lisebet, Babi!“ Noch etwas weniger zärtlich ist dann Stüdle.

## Vom Büchertisch.

Josef Reinhart, *Lehrzyt-Gschichten und Bilder us mym Läbe*. Verlag von A. Francke, Bern 1938. 7 Fr.

Es sei eine Schande, meinte ein Entrüsteter im Kampfgelümmel, daß es Schweizer gebe, die ein französisches Buch leichter lesen als ein in Mundart geschriebenes. Ich bekenne, daß das neben tausend andern mich mit trifft. Ich lese selten Mundartbücher, komme darin zu langsam vorwärts. Einmal wieder habe ich nach einem solchen gegriffen, und nun kann ich es nicht lassen, meiner Freude über diese prächtige Leistung schweizerdeutscher Kunst Ausdruck zu geben, und dem Bedürfnis, andere auf Reinharts Buch hinzuweisen. Nicht weil es besprochen werden mußte und ich das „übernommen hätte“, sondern rein nur weil ich nicht schweigen kann. Hier haben wir gesunden Schweizergeist; Reinhart erzählt aus den Erlebnissen eines Schulmeisters: ein wenig Kantonschule und Seminar, ein wenig Dorfleben und Gesangsverein, Alltagschule mit Buben und Meitlenen, ländliches Theaterleben, Vereinsausflüge, angebrachter und unangebrachter Heimatschutz. Wir hören von Fahnen, Wett-singen, Proben im Wirtshaus, von schlaftrigen Schulstunden am Tag nach allzulänglichem Hocken, von unwillkommenen Inspektionen zu ungelegener Zeit, von gefährlichen Wirtstöchtern und erquickend braven armen Mädchen. Es ist nicht die Dorfwelt des Pfarrers von Lützelstüh, wir sind unter Arbeitern einer Schuhfabrik, im katholischen Solothurn, bei fortschrittsfrohen Männern der Achtziger und Neunziger Jahre, — und es ist doch wieder das Volk des großen Berners, unser Volk, hinter dessen mancherlei kleinen Menschlichkeiten eine achtbare Gediegenheit zu sehen ist und immer wieder hervorbricht. Humor und Schalkhaftigkeit des Erzählers sind ebenso frei von Geschmacklosigkeiten und gesuchtem Witz, wie die Vorführung von Armut, Leiden, Krankheit, Unglücksfall, Sterben, echter Frömmigkeit frei von aller unechten Gefühligkeit. Was aber fast am meisten erfreut, ist die Echtheit der Sprache. So reden sie wirklich, die Leute am Fuß des Juras. Die Verbheit geht nirgends bis zur — unserm Volk doch auch nicht fremden — Unstätigkeit, die Schlichtheit wirkt nie trivial. Die Vergleiche und Bilder sind köstlich; Wörter lese ich, die mich um 50 Jahre zurück, in die Kindheit und Schülerzeit, versetzen, weil ich sie seither nicht mehr gehört, aber sofort in ihrer heimeligen Urechtheit wieder erkenne. Man muß das Volk, das man so reden hört, so keck und so schamhaft, lieb haben. Gerade dieses Volk der Solothurner, das da so zwischen den „richtigen“, den „guten“ Kantonen drin steckt und nicht leicht in seiner Eigenart so recht erkannt und gewürdigt wird. Das ist das schöne Los eines echten Künstlers, daß er Deuter seines Volkes sein darf. Ed. Blocher.

Paul Lang, *Balladenbuch für Schweizer Schulen*.

148 Seiten, geb. 2 Fr. 90 Rp.

Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel.

Ferdinand Avenarius' köstliches Balladenbuch ist längst vergriffen; andere Sammlungen sind es auch oder sie sind nach Grundsätzen umgearbeitet worden, die nicht mehr die unsern sein können. Darum sind wir dankbar für diese billige schweizerische Sammlung, die von den lieben alten Bekannten fast alle enthält — von der Lenore über den Erbkönig und die Bürgerschaft zum Glück von Edenhall. Fast ein Viertel sind schweizerisches Erzeugnis, davon fünf in Mundart; die Auswahl ist also gut vaterländisch, aber in vernünftigem Maße, nach dem Inhalt in Gruppen geordnet. Für Schule und Haus sehr zu empfehlen. (Nur 2 Fr. 90 Rp.!)